

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 8. März 1917

Der Kundschafter.

Skizze von Hans Reis.

Es war kurz vor Mitternacht. Die Lagerfeuer brannten. Offiziere und Mannschaften befanden sich in den Zelten oder lagen fest in ihre Mäntel gewickelt auf der bloßen Erde um die Feuer.

Nur der Posten, der vor dem Zelt des Obersten Wache hielt, ein schlanker, feiner Mensch mit feinem Gesicht, schaute nach dem Osten auf die schweigende Nacht.

Drinnen im Zelt sah der Regimentskommandeur mit seinem Adjutanten, über Karten und Pläne gebeugt. Eine kleine elektrische Taschenlampe erhellte notdürftig den Raum. „Kommen Sie, Wächter“, sagte der ältere Offizier jetzt. „Ich halt's nicht mehr aus hier drinnen. Ich muß frische Luft schöpfen.“

Beide traten vor das Zelt. „Jeh! ist unser Flieger schon vier Stunden fort“, sprach der Oberst mit einem mühsam unterdrückten Seufzer weiter. Er mühte sich zu lächeln. „Ebenso die Patrouille, die ich ausgesandt. Wahrscheinlich.“

Er sprach nicht aus, was er dachte, und auch der Adjutant nickte nur stumm mit dem Kopf.

„Und dabei muß ich Gewissheit haben über die Stärke des Feindes“, hub der Oberst nach einer Weile wieder an. „Ich muß! Keine es, was es wolle!“

Der Posten hatte jedes Wort der Unterhaltung vernommen. Einige Augenblicke kämpfte er mit sich, dann trat er in entschlossener Haltung vor seinen Vorgesetzten.

„Wenn Herr Oberst mir güteft gestatten wollten, auf Kundschaft auszureiten? Ich habe die Karte genau studiert und mich mit dem Gelände vertraut gemacht. Wenn es möglich ist, bring' ich Herrn Oberst in kürzester Frist Bescheid.“

Die Augen des älteren Offiziers ruhten wohlgefällig auf der schlanken, jugendlichen Gestalt vor ihm. Er versuchte auch, die Züge des Soldaten zu unterscheiden, allein es war unmöglich. Die Lagerfeuer gaben zu unsicherem Licht. Sie sind noch nicht lange beim Regiment? fuhr er fort.

„Nein, Herr Oberst. Ich bin gestern erst mit dem Ersatztransport eingetroffen.“

„So, so. . . Wissen Sie auch, daß Sie sich zu einem sehr gefährlichen Unternehmen gemeldet haben? Es ist — die Stimme des Obersten zitterte leicht — sehr wahrscheinlich, daß auch Sie — nicht zurückkehren.“

„Ich hoffe zurückzukehren, Herr Oberst. Und wenn nicht, so werde ich stolz darauf sein, für mein Vaterland sterben zu dürfen.“

„Bravo, mein Sohn! Bravo!“ In den Augen des Obersten schimmerte es eigenartig feucht. Er legte dem jungen Soldaten die Hand auf die Schulter: „Und nun gehen Sie zu meinem Burschen und lassen Sie sich mein bestes Pferd geben. Und — mög' Gott Sie beschützen.“

Mit finsternen zusammengezogener Brauen sah der Oberst dem Davoneilenden nach. Wieder einer, den er in den sicheren Tod schickte. Wieder einer. . . Und solch braver Bursche! Er mußte guter Leute Kind sein. Die geübte Sprache verriet es. Wahrscheinlich ein Kriegsfreiwilliger.

Ziemlich so alt wie der, mußte auch sein eigener Sohn jetzt sein. Sein Einziger! Der ihm damals vor acht Jahren, als er vom Kadettenkorps ins Heer treten sollte, rundweg erklärte: Er könne und wolle nicht Offizier werden, sondern Maler. Es war damals zu einer sehr heftigen Aussprache zwischen Vater und Sohn gekommen, und er hatte sein einziges Kind verlassen. „Geh, wohin Du willst!“ hatte er ihm im höchsten Zorn zugerufen. „Du bist es nicht wert, ein Deutscher zu sein! All Deine Vorfahren waren Soldaten und dienten ihrem Vaterlande, während Du . . .“

Er hatte seitdem nie wieder von seinem Sohn gehört. Wahrscheinlich war er längst verstorben, gestorben. —

Der Soldat tritt in scharfem Galopp in die milde Herbstnacht hinaus. Erst ging's über Wiessengelände, dann führte die Chauffee durch einen Tannenwald. Der Mond, der bis jetzt hinter Wolken verborgen gewe-

sen war, stand voll und ganz am Himmel.

Der Wald hatte jetzt ein Ende. Eine lang sich hinziehende, schmale Ebene lag vor ihm.

Auf dieser Ebene aber wimmelte es von feindlichen Truppen. Sie lagen in größeren oder kleineren Gruppen um die matt glimmenden Lagerfeuer. Einzelne tranken Wein und spielten Karten. Die meisten schliefen.

Der junge Soldat hielt scharf Ausschau. Es mochten wohl zwei Regimenter sein, die da zu seinen Füßen lagerten. Rechts von den Truppen mußte der Fluß liegen. Er hörte seine mächtig angeschwollenen Wellen bis hieher rauschen. Links traten die größten Formen der Berge bis hart an die Ebene heran. Jenseits des ebenen Geländes lag ein schmaler Waldstreifen. Ob in oder hinter demselben sich noch feindliche Truppen befanden, mußte er unbedingt ertunden. Aber wie?

Mitten durch die Franzosen reiten? Unmöglich. . . Und doch — es mußte sein!

Er wartete, bis der Mond sich hinter einer Wolke verborgen hatte, dann gab er seinem Pferd die Sporen. Wie der Sturmwind brauste er durch das feindliche Lager.

Der Posten rief ihn an und sandte ihm eine Kugel nach. Die Soldaten, an denen er vorüberpreschte, sahen verwundert auf, dann — begriffen sie. Im Nu war das ganze Lager alarmiert. Zu Dupenden umpflissen ihn die Augen. Ein Offizier, ein blutjunges Büchlein, fiel seinem Pferd in die Fänge. Ein wohlgezierter Säbelhieb spaltete ihm das Haupt. Und weiter ging die wilde Jagd. Es dünnelte ihm ein Wunder, als er unverfehrt im jenseitigen Walde landete.

Doch schon hörte er die Feinde hinter sich. Einige Franzosen hatten sich auf sein Pferd geworfen und verfolgten ihn. Im Hochwald war es so finster, daß man mit Mühe nur die Chauffee erkennen konnte.

Plötzlich spürte er, wie der mächtige Galopp seines Pferdes nachließ. Der Gaul mußte verblüdet sein. Verdammt, nun fingen sie ihn doch noch.

Aber nein, nein — wieder gab er dem Pferde die Sporen. Mit mächtigem Satz verließ er die Klappe den Weg und tauchte im Dunkel des Hochwaldes unter. Die verfolgenden Franzosen galoppierten auf der Chauffee weiter.

Er war abgestiegen und untersuchte die Wunde seines Pferdes. Es war nicht so schlimm, wie er befürchtet hatte. Mit der, wenn auch starkflutenden Fleischwunde mußte der Klappe unbedingt weitergaloppieren.

Er gab ihm Futter, den er in der Satteltasche gefunden hatte, und gönnte sich und dem Tier etwas Ruhe. Als er wieder abreiten wollte, kamen die Franzosen zurück. Sie ritten jetzt Trab und unterhielten sich laut und vergnügt.

Er wartete, bis ihre Stimmen verklungen waren, dann galoppierte er auf der Chauffee weiter — fünf, zehn, fünfzehn Minuten.

Und wieder hatte der Wald ein Ende, und diesmal tat sich eine weite Ebene vor seinen Augen auf. Und wieder wimmelte es aus jener Ebene von französischen Truppen.

Aber es war ein abziehendes Heer, das er sah. Die Zelte wurden abgebrochen und verladen, die Lagerfeuer gelöscht, die Truppen formierten sich und Adjutanten sprengten hin und her. Einzelne Kommandos tönten deutlich bis zu ihm herüber. Auf . . . sollte der Rückmarsch gehen. Das war frohe Botschaft, die er unversäglich seinem Oberst bringen mußte.

Er wandte sein Pferd und ritt in gehendem Galopp zurück. Im Lager der Franzosen hatte sich das Bild etwas verändert. Die meisten Soldaten schliefen jetzt, nur die Posten gingen mit geladenem Gewehr langsam auf und ab.

Der Deutsche hielt im Schatten des Waldes. Sein Herz pochte in rasenden Schlägen. Würde er zum zweiten Male gefangen, der wahnsinnige Ritt durch das Lager der Feinde? . . .

„Ach was — nur kein Heberlegen. Es mußte sein!“ Er drückte dem Pferd die Sporen in die Weichen. Allein der Klappe war nicht vom Fied zu bringen. Er zitterte am ganzen Leibe und verdröhnte die Augen. Man sah, er war vor dem Zusammenbrechen.

Einige Sekunden überlegte der Soldat. Dann glitt er vom Pferde und begann, auf dem Bauche liegend, langsam über die Ebene zu kriechen.

Sorgfältig wählte er die Stellen, die im Schatten lagen und vermied nach Möglichkeit jedes Geräusch. Oft war er den schlafenden Franzosen so nahe, daß er ihren Atem spürte. Aber, Gottlob, das waghalsige Unternehmen gelang. Er kam vorwärts.

Nach reichlich einer Stunde lag er im Schatten des jenseitigen Waldes. Und da — fast hätte er vor Freude laut aufgeschrien — sah er, daß seine fünfzig Schritte von ihm entfernt mindestens ein Dutzend Pferde angepöbelt waren. Sie trugen Sattel und Zaumzeug und bemühten sich, das spärliche Gras der Ebene abzunagen.

Vorsichtig schlich er näher, band den nächsten Gaul los, und — heidi — ging's fort in saufendem Galopp. Niemand verfolgte ihn, also hatte auch niemand ihn bemerkt.

Als sich der Himmel im Osten mächtig heller zu färben begann, stand er vor seinem Oberst. In strammer Haltung, knapp und sachlich machte der Soldat seine Meldung.

Mit leichtenden Augen hörte der Oberst zu.

„Wenn wir also noch in der Nacht aufbrechen, würden wir die Franzosen überrumpeln und dürften hoffen, auch den uns numerisch überlegenen Feind zu schlagen.“ sagte er höflich. „Dieser Sieg täme dann auf Ihre Kappe, mein Sohn. Sie haben Ihre Sache famos gemacht! Wahrlich — Sie sind's wert, ein Deutscher zu heißen!“

Der Soldat zuckte zusammen. Sekundenlang atmete er tief und schwer, dann kam es von seinen Lippen:

„Es gab eine Zeit, da haben der Herr Oberst mir dieses Recht bestritten.“

„Ja. . .?“ Der Oberst stützte und sah den vor ihm Stehenden fester ins Auge. Dann hielt er ihn in den Armen. „Junge, Junge — Du bist's!“ flammelte er, nachdem die erste Wutüberwindung war.

„Ja, Papa. Ich bin gleich nach Ausbruch des Krieges von New York übergekommen und habe mich gemeldet.“

„In Amerika hast Du also gelebt. Und was. . .?“

„Ich habe Glück gehabt, Papa. Ich bin — Porträtmaler, und zwar ein ziemlich gesuchter.“

In banger Frage hing sein Auge an den Zügen des Vaters, allein der fröhliche Ausdruck auf dem Gesicht des alten Soldaten wich nicht.

„Sei, was Du willst, mein Junge.“ sagte er warm. „Die Hauptfrage ist, daß Du ein ganzer Kerl bist, der sein Vaterland in der Stunde der Gefahr nicht verläßt.“

Das glückbringende Hufeisen.

Nicht bloß auf dem Lande und in kleinen Städten, sondern auch in den großen und größten Städten finden wir häufig, daß Hufeisen auf den Stufen und Schwellen am Eingange vieler Wohnungen befestigt sind. Wenn man nach dem Grunde fragt, so erhält man als Antwort: „Es soll Glück bringen.“ Welcher Zusammenhang besteht denn zwischen dem Glück und dem Eisen? Die tiefere Bedeutung des uralten Gebrauches lehrt uns die alte deutsche Geisteslehre. Nach dem Glauben unserer heidnischen Vorfahren war Wodan der größte Gott, der Sonnengott. Er hatte nur ein Auge, und dieses Auge war die Sonne. Alle mit der Sonne zusammenhängenden Naturerscheinungen wurden auf Wodan bezogen, so auch die lange, kalte Winterzeit, in welcher die Sonnenstrahlen so wenig Kraft haben. Da meinte man, Wodan habe sich vor seinem Erbfeinde, dem Winterdrachen, zurückziehen und diesem eine zeitlang die Welt Herrschaft überlassen müssen. Endlich aber legte Wodan und lehrte zu den Menschen zurück und hielt als Frühlingsgott auf einem blendend weißen Rosse mit großem Erfolge seinen segnenden Umzug. Man opferte ihm Pferde als die ihm geliebtesten Tiere. Pferdeopfer gefielen ihm und erwarben seine Gunst, darum wurde der Kopf des geopfertem Tieres am Dache, der Huf aber an der Schwelle befestigt, um das Haus unter Wodans besonderen Schutz zu stellen und alles Unglück von der Wohnung fernzuhalten. Aus diesem Grunde erblickten wir noch heute an den Giebeln vieler Bauernhäuser geschichtliche Pferdeköpfe und auf Schwellen und Stufen befestigte Hufeisen. Dieser uralte Gebrauch hat sich beim Volke erhalten, ohne daß sich dasselbe heute noch seines Grundes bewußt ist.

Gebüß.

Wie ist für die Alten die Ehe so schön, wenn sie die lieben wo. . . Geben. Sie ihnen befehlen und flagen sich über rheumatischen Schmerzen. . .

Verschnit.

Bulgarische Weihnachts-Erzählung von Wajoff. Deutsch von Maria Behmering.

Herlich sind die Gebirgshöhen des Balkans. Ihre Gipfel sind das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt, und die Hochtäler im Quellgebiet zeigen beständig das Grün stolz aufragender Tannen in wunderbarer Schönheit.

Im Sommer sind die weitgestreckten Weiden von Schafherden belebt, von fetten Kühen, die mit ihrem Weillen die Luft erfüllen, und von graubraunen Pferden mit langen glänzenden Mähnen.

Steigt man bis zu den schneeigen Gipfeln empor, die den Himmel zu berühren scheinen, so eröffnet sich ein unendlicher Ausblick auf Berggipfel, Täler und auf die Flüsse Struma und Wardar, die silberne die magdonische Seite umflämen, und im Süden auf das leuchtende Meer.

Im Winter aber herrschen hier rauhe Schneefürne, die zu Orkanen werden und mit höllischen Stimmen rasen, heulen, die Wege verflüchten und Schneegräber in den Schluchten aufwühlen. In grauschneeige Höhen verwandelt sich die Felder, und hungrige, raubsuchende Wölfe verbergen sich hinter den weißen Schneehügeln. Im Dunkeln leuchten nur ihre brennenden Augen. Weh dem Wanderer, der sich in solcher Winternacht verirrt!

In dem Bergdorf Nio tobte aber just ein derartiger Schneesturm am Weihnachtsabend. Die ganze Familie des Großvaters Lasti erwartete in der Hütte mit unaussprechlicher Sorge die Rückkehr des Sohnes Klim. Er war früh morgens nach der Drißtsch Melnit ausgezogen, um dort Weihnachtsgebente zu kaufen für die Mutter, für seine junge Frau und für sein zweijähriges Kind. Gegen Abend hatte er spätens schon das heim sein sollen; nun war es schon dunkel, die Nacht hatte sich auf die Erde gelegt, und — er war noch immer nicht da!

Stille Töne läßt der Sturm vernehmen, der an die Fenster klopfte, die Türen rüttelt und das Stroh des Daches unweicht. Es hört sich so an, als wollten Räuber die Hütte überfallen und sie erbarmungslos plündern.

Die Bewohner wagen vor Angst und Unruhe kaum zu atmen. Bei jedem Schlag an die Fenster läuft die junge Frau aufmersom, ob es nicht etwa Klim sei, der sich dem Hause nähert. Aber nein, er ist es noch nicht; es ist nur der Wind, der brausend über die Hütte fährt! Seine beständigen Laute wecken das Kind in der Wiege auf, die neben dem brennenden Herde steht, wo die junge Frau das schlafende Kind zu beruhigen.

„Schweig, mein Liebling, weine nicht, bald kommt der Vater und bringt seine Weihnachtsgeschenke mit!“

Der Kleine verstummt bei diesen Worten und läßt durch die Tränen, freudig fragt er: „Bringt Vater Spielachen? Und wirst Du mitspielen, Mutter? Vater soll aber bald kommen, bald. . .“

Die Mutter zeigt nur mit einer Gebärde nach der Türe, die unter dem Ansturm des Windes sich biegt und kracht.

Ueberrättigt von der Müdigkeit und den schweren Gedanken, sitzt Großvater Lasti still in einer Ecke. Er jmt und schnöt, und Klim kommt ihm nicht aus dem Sinn. Seine Verpätung deutet auf schlimme Dinge. Die Nacht ist grauenvoll. In den Bergen wimmelt es von wilden Tieren, und dann — der nicht endenwollende Schneesturm. Hat man's nicht im vorigen Jahre just um die Weihnachtszeit erlebt, daß der Arbeiter Gowanowst dicht vor dem Dorfe von einem Wolf aufgefressen wurde! Und werden nicht jährlich Leute unter dem Schnee begraben! In diesem Lande Bulgarien klammert sich niemand darum, daß die Wege freigehalten und die wilden Bestien ausgekotet werden!

Der Alte sucht seine Seufzer zu unterdrücken und seine Zweifel in tiefer Brust zu verbergen, um die Schwiegermutter und das Kind nicht noch mehr zu ängstigen.

„Was ächzt und greint Jhe?“ fragt er mürrisch, und als sie ihm selbst ein Stein aufs Herz, steigt ihm ein Schluchzen in der Kehle auf.

„Sie klopf jemand an die Türe. Bald tritt die Großmutter Lastiwija ein. Sie kommt von der Kirche, wo sie dem heiligen Minos ein Licht

hingestellt hat, damit er ihren Sohn Klim vor Ungemach behüte.

„Was, er ist noch immer nicht da?“ fragt sie besürzt.

Statt einer Antwort bricht die junge Frau in Tränen aus. „Mein Gott, was kann nur Klim geschehen sein.“ höhnte die Alte, tritt über das Muttergottesbild mit der brennenden Oellampe und bestreuzt sich mehrmals.

Luftig brodeln inzwischen der Kessel mit dem Festsgericht auf dem Dreifuß über dem hellen Feuer, ohne daß sich jedoch irgend jemand um ihn kümmerte.

Langsam naht die Mitternacht heran. Kleiner rührt sich von seinem Platz. Das Feuer beginnt zu verglimmen. . . der Kessel hat aufgehört zu kochen.

Die äußere Hoftür steht offen und Licht den Wind vom Felde frei herein; denn die Hütte befindet sich am äußersten Rande des Dorfes.

Der Schneesturm tobt immer noch, und mit seinem Heulen scheint sich dasjenige von Wölfen zu vereinen. . . Ein Schauern überläuft die Menschen im Hause.

Ohne daß irgend jemand einen Ton sagte, glaubt man den Ausruf zu hören: „Gott, Gott, wach eine Nacht, hab' Du Erbarmen!“

Klim irrt zu derselben Zeit herum. Der Schnee regt um Hügel und Säume, er wirbelt in Säulen auf über den Wegen und Feldern, und es wurde immer schwieriger, ja unmöglich, sich zurecht zu finden. Bei gutem Wetter war der Wanderer ausgezogen, und allmählich kam er sich wie ein Fremder in der ihm vertrauten Gegend vor.

Stundenlang pilgerte er durch die Berge, die durch neue Schneefelder immer ein anderes Aussehen gewannen. So wachte er zuletzt nur das eine, daß er weit von seinem Hause entfernt sein mußte und daß ihn der Tod in der schneeigen Einsamkeit sicher erwartete.

Die Nacht, die allmählich hereingebrochen, war weiß und hell; aber ein klimes Augen konnten nichts im ganzen Umkreis entdecken, was seinen Mut einschärfen, was auf das Leben von Menschen deuten konnte. Kein Dorf, keine Hütte, kein Zelt, keine Jagst!

Eine erstarrte Debe lagerte über den Bergen und Tälern, und da seine eigene Wohnstätte am tiefen Abhang eines Waldbühgels lag, sagte er sich, daß er sie bei dem dichten Schneefall selbst dann nicht wiederfinden würde, wenn er auch ganz in ihrer Nähe wäre. Die Höhen nahmen die Gestalt von linnenumbüllten Gesteinstern an.

Wohin sollte er sich wenden? Er läuft ziellos, um nur nicht vor Kälte zu erstarren. Der Orkan peitschte ihm in den Rücken, zauft ihn an den Ohren, schreit und hehelt sich wie ein Teufel an seine Fersen.

Infinimäßig läuft Klim immer vorwärts, vorwärts, und die Schneewölle breitet sich immer grenzenloser, immer todesicherer aus.

Er denkt an die Seinen daheim, die sich um ihn ängstigen, und der Gedanke wird unglücklich äulend. Hergegot, was soll aus ihm werden? Wäre's denn möglich, aus dieser schneeigen Verwirrung noch lebendig herauszukommen? —

Ein eignes Gefühl bemächtigt sich seiner Glieder. Er ahnt, daß er erschauern und bald im Schnee begraben sein wird. Niemand wird dann einmal wissen, wo seine Gruft sich befindet!

Und seine junge Frau, sein Kind Gatschko? . . .

Eine Windsbraut pfiß grell durch die Luft und zerriß seinen Gedankensaden. Plötzlich erblühte er schwarze Schatten, die leicht über den Schnee glitten. Was ist denn das? Wölfe? . . . Ein ganzes Rudel! Sie wenden sich nach rechts und kommen heulend näher. . . Er schlägt den Seitenweg ein. . . er ist gefaßt, daß die hungrigen Bestien ihn verfolgen. . . wie lange er so mit Anspannung aller Kraft gelaufen — das ahnt er selbst nicht.

Alles vor ihm ist eintönig, weiß und blendend weiß von trübselig dichten Schneeflocken.

Aber — flimmert dort nicht ein grünlichgelber Punkt? Ja, es ist ein Wolf, der dem Rudel voranreißt. Klim läuft wie ein Verzweifelter nach der entgegengelegten Richtung. Sein langer, gebogener Gürtel hat sich gelöst und schleift weit nach. Zweimal vermißte sich die müden Füße darin, und die Hände sind zu hart, um eine Beuegung machen zu können. Klim fällt bewußtlos nieder. Als er wieder zu sich kommt, sieht er zu seiner großen Freude, daß er in einem Dorfe ist. Wohnen hier Christen oder Türken? Ganz gleich, er will ihre Gast-

freundschaft erbitten; denn die Wölfe sind ja genöth hinter ihm!

Da steht ein Tor offen, das der Sturm wohl aufgerissen! Klim ist kaum noch seiner Sinne mächtig; aber er stürzt auf die Hütte zu, schaut durch das kleine Fenster und sieht ein Kämpchen vor dem Heiligenbild glänzen. Er klopf und — siehe da, aus dem Schatten eilen Leute herbei!

Bekümt, entkräftet und halberfroren sieht er sich wie verloren um und traut seinen eigenen Augen nicht, denn — er befindet sich vor seiner eigenen Hütte! —

Die Vorsehung lenkte seine Schritte zum eigenen Herde, als er in seiner Todesangst glaubte, den entgegengelegten Weg eingeschlagen zu haben.

„Väterchen, Frau Mutter! . . . so seid Ihr es?“ ruft er aus und bemüht sich, den Knusack mit den Weihnachtsgeschenken von den schmerzenden Schultern zu lösen.

Alle schreien wie die Wahnsinnigen und werfen sich ihm um den Hals.

„Wo warst Du denn nur, mein Sohn, in dieser furchtbaren Nacht?“ wipert der Alte und weint vor Glück wie ein Kind.

„Gewaltig, Väterchen, war der Schneesturm; aber Gott ist noch gewaltiger! Hört Ihr die Gloden? Sie rufen zur Frühmesse! Kommt, wir wollen alle erst in die Kirche gehen!“ sagte Klim ernst und bewegt.

Der Orkan begann sich zu legen. Die ganze beglückte Familie rüfelte sich zum Gottesdienste zu gehen, und der Weg von der Hütte bis zur Kirche schien noch nie so nahe und so bequem gewesen zu sein, wie jetzt.

Der Kessel mit dem Festsgericht sing aber munter zu kochen an. . . .

Das Geiseln.

Unter dem großen Friedrich hatte ein Geheimrat mit Namen Galster große Summen veruntrent und kam, als die Sache entdet wurde, auf die Festung Spandau. Nach Verlauf einiger Zeit empfing der König eines Tages einen Brief mit folgendem Inhalt: „Ich bin der Bruder des unglücklichen Galster, dessen schwere Vergehren Ew. Majestät mit Recht bestrafte, dem ich aber mehr verdanke als meinem Vater. Ich bin Freibrger auf einem kleinen Dorfe und habe sieben Kinder mit einer Einnahme, die nicht hinreicht, sie zu ernähren. In meinem Wohlstande unterstützte mich mein Bruder reichlich. Durch eine Erbschaft, die meine Frau gemacht hat, bin ich jetzt zu einigen Mitteln gekommen und hätte jetzt die Gelegenheit, dankbar zu sein. Mein Bruder ist alt, krank, arm und gefangen. Schenken Sie mir, Ew. Majestät, diesen armen, elenden Mann, damit ich ihn auf seine alten Tage zu mir nehmen und pflegen kann.“

Der große König war so gerührt von diesen einfachen Worten, aus denen so viel Dankbarkeit und Liebe sprach, daß er dem Schreiber folgenden Befehl gab: „Ich gebe Ihm Seinen Bruder los, und da Er sagt, daß er arm sei, so habe ich dem Galster eine Pension von fünfshundert Taler zugelegt. Er soll aber bei Ihm in Seinem Dorfe bleiben, weder an mich schreiben noch auswärtige Korrespondenz führen. Handelt er davor, kommt er lebenslang wider nach Spandau.“

— Unverfroren. — Vater (reih): „Sie haben ja nichts, keine Erfüllung, keine Stellung —?“

Freier: „Wauh! ich denn die als Ihr Schwiegermutter?“

— Ein entarteter Sohn. Vater (angeandigt): „Endlich kommst Du, wo warst Du denn, Georg?“

Georg: „Für den Nachbar hab' ich eine Maß Bier geholt!“

— Unter Feuerwehrmännern. Feuerwehmann aus B.: „Mein Lieber — wie hab'n a Feuerwehler Raum brennt's, ist der Brand wieder gelöscht?“

— Feuerwehmann aus R.: „Die bester Feuerwehler san wir, bei uns da brennt's überhaupt net!“

— Gemüthliche Erklärunge. Reiter (jüngling): „Das ist allerdings der Schirm, den ich vor vier Wochen bei Ihnen stehen ließ. . . wie sieht der aber jetzt aus?“

Wirt (Heinlout): „Ja, was es aber auch in den vier Wochen immer für 'n Wetter war!“

— Greisfrage. — Bierzig Jahre war er im Zuchthaus und jetzt ist er ein hochangesehener Mann mit Orden geschmückt; wer ist das? Antwort: „Der pensionierte Zuchthausdirektor!“